

Wer von Wohltätern der Menschheit spricht, meint in der Regel solche Männer und Frauen, die durch Erfindung neuer Heilmittel und durch Ausübung neuer Heilverfahren den Menschen für ihren Kampf gegen körperliche Leiden neue Waffen und neuen Mut geschenkt haben. Nicht minder verdienen aber diesen Ehrennamen die großen Humoristen, da sie der Menschheit in einzigartiger Weise helfen, ihre seelischen Kräfte gesund und widerstandsfähig zu erhalten. Nicht der Witz ist gemeint, sondern der Humor vermag neben Glaube, Liebe und Hoffnung uns in Stunden quälendem Kummer und tiefer Not zu helfen. Denn dieser Humor entstammt selbst einer Seele, die ihren Lebensglauben allen Schicksalsschlägen gegenüber immer wieder siegreich behauptet hat. Der Humor ist erwachsen aus dem Sieg unserer Seele, unserer Liebes- und Glaubenskraft über Sorge, Schwermut und Verzweiflung. Gottfried Keller hat einmal von der „stillen Grundtrauer“ gesprochen, „ohne die es keine rechte Freude gebe.“

Dieser dunkle Wurzelgrund ist für jeden Humor bezeichnend und besonders gilt das für Wilhelm Busch, der lachende Weise; der Malerpoet; der größte Humorist der Deutschen Kulturgeschichte und der auch der Pessimist unter den Humoristen genannt wurde.

Hier möchte ich eine wahre Geschichte einfügen.

Es war vor etwa 100 Jahren (Anfang des 20. Jahrhunderts), mitten im Urwald: eine deutsche geographische Expedition kam in der „grüne Hölle“ von Südamerika in starke Bedrängnis; die unendlich mühsame Forschungsarbeit in der Sumpfitze hatte die Teilnehmer so mitgenommen, daß die Kräfte nicht mehr auszureichen schienen, den Heimmarsch erfolgreich zu überstehen. Als auch die Rationen gekürzt werden mußten, rechnet sich jeder im Stillen aus, wie lange sie wohl noch durchhalten würden. Und schon bald waren sie so geschwächt, daß sie nicht mehr fähig waren weiterzugehen. Dem Aufruf des Leiters der Gruppe konnte keiner mehr Folge leisten, der Tod war sich seiner Beute sicher. Da hörte man an einer Stelle des Lagers ein leises Schmunzeln, dann ein Lachen. Alle glaubten, daß wohl jetzt der Wahnsinn den ersten der Männer gepackt habe: Aber da spricht der unter Lachen den berühmten Zweizeiler Wilhelm Buschs

**„Denn hinderlich wie überall,
ist hier der eigne Todesfall“**

Durch diesen Ausspruch war die Lähmung der Männer überwunden – sie konnten sich retten...eine unglaubliche aber wahre Geschichte, wie man mir versichert hat.

Gehen wir zurück in das Jahr 1832 in den kleinen Ort Wiedensahl bei Hannover und fügen gleich noch einen Spruch Buschs hinzu:

**Allein, man nimmt sich nicht in acht,
und schlupp! ist man zur Welt gebracht.**

Am 15. April um 6:00 morgens wird Heinrich Christian Wilhelm Busch in Wiedensahl (einem kleinen Ort westlich von Hannover) als erstes von sieben Kindern geboren. Seine Eltern sind der Kaufmann Friedrich Wilhelm Busch und Henriette Dorothee Charlotte Busch, geb. Kleine. In seiner knappen Selbstbiographie schreibt Busch über den Vater: „er war klein, kraus, rührig und gewissenhaft; stets besorgt, nie

zärtlich; zum Spaß geneigt und ernst gegen Dummheiten.“ Und Vater Busch ist nicht nur ein umsichtiger Geschäftsmann, sondern hat in jüngeren Jahren viel Gedichte gelesen und geschrieben, auch Spottverse mit Themen, die sein berühmter Sohn später in seinen eigenen Gedichten und Bildergeschichten aufgreifen sollte. Allen ihren vier Söhnen ermöglichen die Eltern trotz ihrer geringen finanziellen Mittel das Studium.

Seine Mutter, Tochter des Wiedensahler Wundarztes, beschreibt Busch als still und fromm; aus späteren Jahren ist ein Gedicht überliefert, das die liebevolle Verehrung zeigt, die er seiner Mutter Zeit seines Lebens bewahrt hat.

**O du, die mir die Liebste war,
du schläfst nun schon so manches Jahr.
So manches Jahr, da ich allein,
du gutes Herz, gedenk ich dein.
Gedenk ich dein, von Nacht umhüllt,
so tritt zu mir dein treues Bild.
Dein treues Bild, was ich auch tu,
es winkt mir ab, es winkt mir zu.
Und scheint mein Wort dir gar zu kühn,
nicht gut mein Tun,
du hast mir einst so oft verziehn,
verzeih auch nun.**

1841 mit neun Jahren muß der kleine Wilhelm, als Ältester der Geschwister, das Elternhaus verlassen, da nach der Geburt des Bruders Otto der Platz im Haus nicht mehr ausreicht.

Dazu ein Gedicht aus späterer Zeit, ob das auch eine persönlicher Rückblick ist, wissen wir natürlich nicht...

**Die Tante winkt, die Tante lacht:
“He, Fritz, komm mal herein!
Sieh, welch ein hübsches Brüderlein
der gute Storch in letzter Nacht
ganz heimlich der Mama gebracht.
Ei ja, das wird dich freun!“
Der Fritz, der sagte kurz und grob:
“Ich hol’ n dicken Stein
und schmeiß’ ihn an den Kopp!“**

Wilhelm kommt zu seinem Onkel, dem Landpfarrer Kleine in Ebergötzen bei Göttingen. Aus der Selbstbiographie: „**Früh vor Tag wurde das dicke Pommerchen in die Scheerdeichsel des Leiterwagens gedrängt. Das Gepäck ist aufgeladen; als Hauptstück der wohlverwahrte Leib eines Zinkedings von Klavier, dessen lästig**

gespreiztes Beingestell in der Heimat blieb: ein ahnungsvolles Symbol meiner musikalischen Zukunft...“

Obwohl von Mutter und Großmutter begleitet ist es sicher eine traurige Fahrt für das Kind, aber in dem Onkel, der ihm Privatunterricht geben wird, hat er einen klugen, liebevollen und hervorragenden Erzieher, und

„...nur ein einziges Mal“ schreibt Busch, **„wennschon öfters verdient, gab`s Hiebe mit einem trockenen Georginenstengel (also einem Blumenstengel), weil ich den Dorftrottel geneckt hatte. Dem war die Pfeife voll Kuhhaare gestopft und dienstbeflissen angezündet. Er rauchte sie aus, bis aufs letzte Härchen mit dem Ausdruck der seligsten Zufriedenheit. Also der Erfolg war unerwünscht für mich in zwiefacher Hinsicht. Es macht nichts. Ein Trottel bleibt immer eine schmeichelhafte Erinnerung...“**

Nicht artig - mit Musik

Natürlich ist der junge Busch wie alle Jugendlichen zu mehr oder minder guten Scherzen aufgelegt, die meisten verübt er mit dem Sohn des Müllers Erich Bachmann, von dem durch Busch eine Zeichnung erhalten ist, ein hübscher, stolzer kleiner Kerl; Buschs gezeichnetes Selbstbildnis ist dagegen mehr träumerisch-weich....

(Bild)

Frisch gewagt heißt das Gedicht, was zu diesen beiden Bildern paßt:

Es kamen mal zwei Knaben

An einen breiten Graben.

**Der erste sprang hinüber,
schlankweg je eh'r je lieber.**

War das nicht keck?

**Der zweite, fein besonnen,
eh er das Werk begonnen,
sprang in den Dreck.**

Erich Bachmann und Wilhelm Busch sind aber als Kinder nicht die Vorbilder für Max und Moritz, wie häufig angenommen wird.

Die Freundschaft mit dem Müllerssohn hat Busch sein ganzes Leben aufrechterhalten. Er schreibt Jahre später:

...“Ebergötzen, wo ich den letzten und schönsten Teil meiner Kindheit verlebte.

Noch immer erschüttert es mich, wenn das enge, felsige Tal mich umfängt, in dem die Quellen sich zu dem Bach vereinen, worin ich vor dreißig Jahren Forellen mit der Hand gefangen. Kein Ort ist mir so vertraut wie Ebergötzen.

Ich lese es wie ein Buch, wie eine Chronik; bei jedem neuen Besuch fang ich ein neu Kapitel an. Der Müller in der alten Mühle ist seit dem zehnten Jahr mein Freund, der liebste und beste, den ich habe...“ (und das wohl auch, weil der

Müller einer war, der nichts von ihm wollte, auch später, als W. Busch bekannt und berühmt war, nicht: keine geistreichen Sprüche, keine witzigen Verse, keine genialen

Zeichnungen, mit ihm konnte er sich als Mensch und Freund austauschen und sich bei ihm ausruhen)

Die Lieblingsbeschäftigungen des hochsensiblen und wissensdurstigen Knaben sind u. a. im Dorfgasthof auf dem Klavier zu klimpern, aber vor allen Dingen in dem Bücherschrank seines gelehrten Erziehers zu schmökern. Er findet dort reichlich Nahrung für seinen lebenslangen Hang zum Philosophieren, so schreibt er in seiner typischen Ausdrucksweise darüber in der Selbstbiographie:

...Zugleich fiel mir die Kritik der reinen Vernunft in die Hände, die, wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch eine Neigung erweckte, in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es gar zu viele Schlupflöcher gibt...“ oder er erzählt darüber in einem Brief: **In meinem elften Jahr verblüffte mich der Widerspruch zwischen der Allwissenheit Gottes und dem freien Willen des Menschen; mit 15 zweifelte ich am ganzen Katechismus...**

Und in einem Gedicht urteilt er später über solch derartigen „Jugendsünden“:

**Mein Kind, es sind allhier die Dinge,
gleichviel, ob große, ob geringe,
im wesentlichen so verpackt,
daß man sie nicht wie Nüsse knackt**

**Wie wolltest du dich unterwinden,
kurzweg die Menschen zu ergründen.
Du kennst sie nur von außenwärts.
Du siehst die Weste, nicht das Herz.**

1847 mit fünfzehn Jahren besteht er die Aufnahmeprüfung an der polytechnischen Schule zu Hannover, um nach dem Willen des Vaters Maschinenbauer zu werden. Nicht ohne Fährnisse kommt er durch, denn die Prüfung hat ihre Tücken: Busch erzählt:

Mein Wissen bei der Prüfung zeigte allerlei Lücken. Ich war kein Mechaniker und nicht besonders technisch begabt. Aber, - ein Sonett, mein erstes Sonett, das ich damals verfaßte, fast möchte ich sagen, verbrach, war das ausschlaggebende. Dem Direktor gefiel dieser Geistesblitz dermaßen gut, daß er meine Annahme trotz meiner Unkenntnis in technischen Dingen gestattete. Ich war eben ein Dichter-Techniker. Als Techniker nicht zu gebrauchen und als Dichter....“

In der elementaren Mathematik bringt er es dann durch Fleiß und guten Willen doch noch zur Eins mit Auszeichnung, was ihm in der praktischen Mathematik nicht gelang. Bedeutungsvoller als die Beurteilung des Mathematik-Lehrers war die Ansicht des Zeichenlehrer, der ihm die „Erste Klasse im Zeichnen erworben zu haben“ bescheinigt. Allerdings bemüht sich der eifrige Schüler nicht nur um die Bewältigung der im Zeichenunterricht gestellten Aufgaben: die Kolleghefte sind randvoll gutartiger und auch boshafter Karikaturen der Lehrer. (

Bild)

Er schafft sich mit Freunden ein Klavier an und nimmt Unterricht

Vielleicht hat ihm deshalb dieses Instrument immer so leid getan **Musik: Musik:
Gemartert: Ein gutes Tier ist das Klavier...**

**Ein gutes Tier
Ist das Klavier,
Still, friedlich und bescheiden,
Und muß dabei
Doch vielerlei
Erdulden und erleiden.**

**Der Virtuos
Stürzt darauf los
Mit hochgesträubter Mähne.
Er öffnet ihm
Voll Ungestüm
Den Leib, gleich der Hyäne.**

**Und rasend wild,
Das Herz erfüllt
Von mörderlicher Freude,
Durchwühlt er dann,
Soweit er kann,
Des Opfers Eingeweide.**

**Wie es da schrie,
Das arme Vieh,
Und unter Angstgewimmer
Bald hoch, bald tief
Um Hilfe rief
Vergess' ich nie und nimmer.**

Eine Tante, die Gutes mitbringt, ist besser als ein Onkel, der nur Klavier spielt...

Im März 1848 gab es ja in Deutschland eine Revollution, Busch erlebt sie in Hannover , er schreibt später: **Im Jahr 1848 (mit 16 also) trug ich auch mein gewichtiges Kuhbein (so nannte man das Gewehr), welches nie scharf geladen werden durfte und erkämpfte mir in der Wachstube die bislang noch nicht geschätzten Rechte des Rauchens und des Biertrinkens: zwei Märzerrungenschaften, deren erste mutig bewahrt, deren zweite durch die Reaktion des Alters jetzt merklich verkümmert ist ...**

Ein Augenzeugenbericht über Busch's Auftreten und seine Art aus dieser Zeit (etwa 1850 – Busch ist also 18 Jahre alt):

„...Zufälligerweise kam am selben Tag ein junger Bursch aus Wiedensahl an, der

Polytechniker in Hannover ist. Das war ein seltsamer Passagier. Seine Physiognomie war ganz eigentümlich. Er schien sich fortwährend über die ganze Welt lustig zu machen, und seine Fratzen haben uns köstlich amüsiert. Dabei war er ein höchst geistreicher, gescheiter Kopf, in allen Fächern zu Hause und jeden Augenblick mit den schlagendsten Einfällen bei der Hand...“

Drei Seelen kämpfen in der Brust des jungen Busch: 1. dem Wunsch des Vaters folgen; 2. die höhere Mathematik beschreiten; oder drittens weg von Polytechnikum und Maler werden.

Im Abgangszeugnis, nach heftigen Kämpfen mit dem Vater und der Zustimmung und dem Segen der Mutter, steht: „Abgegangen am 9. März 1851, um in Düsseldorf Maler zu werden.“ Oder, wie er selbst sagt:

„Ein hoffnungsvoller junger Mann, gewöhnt sich leicht das Malen an.“

Diese Situation erscheint dann in seiner letzten Bildergeschichte vom Maler Klecksel so wieder:

**Denn (doch) größern Ruhm wird der verdienen,
der Farben kauft und malt mit ihnen.**

**„Wer weiß die Hallen und dergleichen
so welthistorisch zu bestreichen?**

**Alfresko und für ewig fast,
wenn's mittlerweile nicht verblaßt.**

**Wer liefert uns die Genresachen,
so rührend oder auch zum Lachen?**

**wer schuf die grünen Landschaftsbilder,
die Wirtshaus- und die Wappenschilder?**

**Wer hat die Reihe deiner Väter
Seit tausend Jahren oder später
So meisterlich in Öl gesetzt?**

**Wer wird von allen hochgeschätzt?
Der Farbenkünstler und mit Grund!
Er macht uns diese Welt so bunt.**

**„Drum, o Jüngling, fasse Mut;
setz auf den hohen Künstlerhut
und wirf dich auf die Malerei,
vielleicht verdienst du was dabei.“**

Am 16. Juni 1851 wird Busch in die Antikenklasse der „Königlich preußischen Kunstakademie in Düsseldorf“ aufgenommen, In der Bildergeschichte vom Maler Klecksel beschreibt er es dann:

**Natürlich, da er so vorzüglich,
sitzt er zu Ostern schon vergnüglich
im herrlichen Antikensaale,
dem Sammelplatz der Ideale.**

Doch enttäuscht ihn die Akademie zutiefst, wo man zwar die Kunstfertigkeit übt, wo er aber zu der großen Kunst der Antike keinen Zugang findet.

Trotzdem müht sich der Neunzehnjährige sehr; zwingt sich einen genauen Tagesablauf auf mit folgenden Paragraphen:

Oktroyierte Verfassung für Wilhelm Busch

22. September 1851

§ 1 Besagtem W.B. wird aufgegeben, sich morgens 7 ½ Uhr aus den Federn zu erheben. Notabene früher, wenn's beliebt.

§ 2 Bis 8 ½ muß er mit Anziehen, Kaffeetrinken, seiner Morgenpfeife u.s.w. unwiderruflich zu Ende sein.

§ 3 Von 8 ½ bis 12 mittags hat er möglichst (!) fleißig auf der Akademie zu arbeiten.

§ 4 Von 12 bis 1 ½ ist Bummel- resp. Essenszeit, wie auch Zeit für die Besuche der Bibliothek.

§ 5 Von 1 ½ bis Dunkelwerden: Arbeiten auf der Akademie.

§ 6 Vom Dunkelwerden bis zum Aktzeichnen ad libitum zu verfahren.

§ 7 Das Aktzeichnen ist nie zu versäumen.

§ 8 Die übrige Abendzeit ist dem Studium der Geschichte und der Komposition zu widmen. Notabene zu abend zu speisen und Pfeife zu schwelgen ist nicht untersagt.

§ 9 Von diesen Paragraphen ist nur mit Einwilligung des Verstandes und des Gemütsinnes eine Abweichung gestattet.

§ 10 Für den Sonntag gelten die Paragraphen nicht; die Benutzung desselben steht ganz in der Willkür des obengenannten Individuums

Von Mitte Oktober treten alle Paragraphen in Wirksamkeit.

Für jede Widersetzlichkeit wird besagtes Subjekt-Objekt von einem moralischen Katzenjammer höchlichst malträtiert werden.

Über derartige Arbeitswut schreibt er später:

Leichter und schwerer Erfolg:

Der eine betut sich im Traum, der andre muß drücken, daß ihm der Kopf birst.

Und darum hält er es nur knapp ein Jahr in Düsseldorf aus:

Dann geht er im Mai 1852 (er ist 20 Jahre alt) mit noch knapperen Geldmitteln und der achselzuckenden väterlichen Resignation versehen nach Antwerpen, um sich an der „Königlichen Akademie der schönen Künste“ weiterzubilden. Dort sieht er sich der lebensvollen flämischen und holländischen Malerei aus dem 16. und 17.

Jahrhundert gegenüber, die ihn begeistert, und am 26. Juni 1852 schreibt er in sein Tagebuch: **Von diesem Tage an datiere ich die bestimmtere Gestaltung meines Charakters als Mensch und Maler. Es sei mein zweiter Geburtstag.“**

In seiner Biographie sieht er es dann später so:

In Antwerpen sah ich zum ersten Mal im Leben die Werke alter Meister:

Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung

gewonnen; und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch anderer auch.“

Der Entschluß, der in diesen Worten zum Ausdruck kommt, ist maßgebend geblieben für Busch. Er hat nie sein Brot mit Malen verdient, und niemand außer seiner Familie und den engsten Freunden hat gewußt, daß er Zeit seines Lebens heimlich die Malerei betrieb, als ob sie sein Hauptberuf wäre. . . Nach seinem Tode erst wurde die Kunstwelt mit seiner bedeutsamen und umfangreichen Hinterlassenschaft überrascht. Ich werde nachher einige davon zeigen.

Zurück nach Antwerpen: ein Jahr bleibt er dort, dann zwingt ihn nicht nur völlige Mittellosigkeit, sondern auch eine schwere Typhuserkrankung ins Elternhaus zurückzukehren.

Er treibt sich ratlos zu Hause herum, geht wie im Nebel, zweifelt an seiner Malerbestimmung. Dann beginnt er sich von den alten Leuten im Dorf und der Umgebung niederdeutsche Märchen, Sagen und Lieder erzählen zu lassen, sie zu sammeln und aufzuschreiben. Zur Herausgabe dieser Sammlung ist man erst nach seinem Tod gekommen unter dem Titel „Ut oder Welt“.

Die Märchen und Geschichten sind für diesem Abend zu lang, aber ich würd zwei nachahmenswerte Ratschläge aus der Rubrik: Allerlei alter Glaube vorlesen:

Wenn einer bestohlen ist, so muß er des Nachts zwischen zwölf und eins im bloßen Hemd vor die Kirchentür gehen und es durch das Schlüsselloch dem Totenreich klagen, dann wird ihm der Dieb genannt.

Wenn ein Mädchen ihren künftigen Geliebten sehen will, so muß sie in der Christnacht einen Eimer mit Wasser in die Stube stellen, einen Stuhl dabei und darüber ein Handtuch hängen. Sue selbst muß sich nackt unter den Tisch setzen. Dann kommt der Geliebte, wäscht sich aus dem Eimer und trocknet sich am Handtuch. – Eine Magd tut das; da kommt der Hausherr, dessen Frau noch lebt. Das Mädchen schämt sich sehr, aber es vergeht kein Jahr, so stirbt die Frau, und der Mann heiratet die Magd.

Wenn ein Mädchen in der Christnacht rückwärts stillschweigend zum Brunnen geht, rückwärts einen Eimer Wasser heraufzieht, rückwärts einen Wagen aus dem Haus schiebt, so hilft ihr der zukünftige Geliebte anfassen.

Nach eineinhalb Jahren ist ihm aus seiner heimatlichen Erde wieder soviel Kraft zugeflossen, daß er einen dritten Versuch wagt: Er geht nach München, an die dortige königliche Akademie der Künste.

Der Neffe Hermann Nöldeke erzählt: „Tief ergreifend ist mir immer das Bild, das, nach der Erzählung meiner Mutter mir vor Augen steht, wie mein Onkel an einem trüben, öden Spätherbstmorgen in der Frühe von zu Hause fortgegangen ist, um nach München zu reisen, kreidebleich und mit Tränen im Auge über die Erklärung des Vaters, daß die Rolle Taler, die er beim Abschied erhielt, nun das letzte sei, was er von ihm bekam.“

Der 21jährige Busch begegnet auf der Akademie in München einer planlosen Richtungslosigkeit, die ihn vollends verwirrt.

Er sieht sich zwischen die Zeiten gestellt: das klassizistisch-romantische Biedermeier war unbemerkt zu Grabe getragen, der impressionistische Realismus noch nicht geboren. Er schreibt selbst: „...**daß bei der grad herrschenden akademischen Strömung mein kleines flämisches Schiffein, das wohl auch schlecht gesteuert war, nicht recht zum Schwimmen kam und gar bald auf dem trocknen saß...**“ Auch hier muß er scheitern. Nicht weil er nicht das Zeug zum Maler gehabt hätte – daß er es hat, zeigt sich später deutlich genug. Sondern weil er ein schärferes Auge hat als andere und begreift: im Vorgegebenen kann er den ihm gemäßen Malstil nicht finden.

Im Künstlerverein „Jung-München“, der keine Gemeinschaft zu Studienzwecken, sondern ein rein geselliger Verein war, taucht eines Tages im Jahr 1854 ein hochgewachsener 22 Jahre junger Kunstschüler auf, ein bildhübscher Kerl mit langen goldbraunem Haar und einem Schnurr- und Knebelbärtchen, wie es damals Mode war.

Sein Freund, der Maler Theodor Pixis erzählt: „Was er eigentlich trieb, wußte niemand. Bekam er in seiner Wohnung unerwartet Besuch, so verschwand gewöhnlich irgend etwas in seiner Tischschublade, ... ob ein angefangenes Gedicht oder eine in Arbeit befindliche Skizze, oder eine Regensburger Wurst, die er vor dem eintretenden Freund retten wollte, keiner wußte es. Bei den sonntäglichen Fußwanderungen... hatte Busch meist ein Notizbüchlein bei sich; bald fielen ihm einige Verse ein, bald skizzierte er einen Gegenstand mit wenigen Strichen. Meist schien er zu bummeln; wenn die anderen ihre Plätze aufsuchten und anfangen zu malen, lag er behaglich im Gras, rauchte sein Pfeifchen und machte seine scharfen Bemerkungen und Witze, während uns der Schweiß von der Stirn rann.

„Busch, du solltest dich schämen, so faul herumzuliegen“, wurde er angemacht, „bei dieser herrlichen Beleuchtung ist das Malen ein Vergnügen!“ „Ja, das mag schon sein“, erwiderte Busch „aber man muß auch mal auf ein Vergnügen verzichten können.“ Doch manchmal wanderte ganz verstohlen sein Büchlein aus der Tasche, und wenn es wieder hineinglitt war der eine oder andere darin festgenagelt.

Bild

Busch selbst schreibt:

„...**Angenehm war es im Künstlerverein, wo man sang und trank und sich gegenseitig karikierend zu necken pflegte. Auch ich war solchen Späßen nicht abgeneigt. Man ist ein Mensch und erfrischt und erbaut sich gern an den Verdrießlichkeiten und Dummheiten anderer Leute. Selbst über sich selber kann man lachen mitunter, und das ist ein Extrapläsier, denn man kommt sich sogar noch klüger und gedockener vor, als man ist...**“

Ein Stimmungsbild aus diese Kneipenzeit ist das Gedicht über einen Philosophen, d.h. der sich selbst für einen Philosophen hält:

Ein Philosoph von ernster Art...

**Ein Philosoph von ernster Art,
Der sprach und strich sich seinen Bart:**

**Ich lache nie. Ich lieb es nicht,
Mein ehrenwertes Angesicht
Durch Zähnefletschen zu entstellen
Und närrisch wie ein Hund zu bellen;
Ich lieb es nicht durch ein Gemecker
Zu zeigen, daß ich Witzentdecker.
Ich brauche nicht durch Wertvergleichen
Mit andern mich herauszustreichen,
Um zu ermessen, was ich bin,
Denn dieses weiß ich ohnehin.**

**Das Lachen will ich überlassen
Den minder hochbegabten Klassen.
Ist einer ohne Selbstvertraun
In Gegenwart von schönen Fraun,
So daß sie ihn als faden Gecken
Abfahren lassen oder necken,
Und fühlt er drob geheimen Groll
Und weiß nicht, was er sagen soll,
Dann schwebt mit Recht auf seinen Zügen
Ein unaussprechliches Vergnügen.**

**Und hat er Kursverlust erlitten,
Ist er moralisch ausgeglitten,
So gibt es Leute, die doch immer
Noch dümmere sind als er und schlimmer,
Und hat er etwa krumme Beine,
So gibt's noch krümmere als seine.**

**Er tröstet sich und lacht darüber
Und denkt: Da bin ich mir doch lieber.
Den Teufel laß ich aus dem Spiele.
Auch sonst noch lachen ihrer viele,
Besonders jene ewig Heitern,
Die unbewußt den Mund erweitern,
Die, sozusagen, auserkoren
Zum Lachen bis an beide Ohren.
Sie freuen sich mit Weib und Kind,
Schon bloß, weil sie vorhanden sind.**

**Ich dahingegen, der ich sitze
Auf der Betrachtung höchster Spitze,
Weit über allem Was und Wie,
Ich bin für mich und lache nie.**

Das lustige Münchner Vereinsleben zog ihn immer wieder an; es waren anregende, wenn auch natürlich nicht immer nur produktive Vergnügungen.

Da erreicht ihn eines Tages die Nachricht, daß seine jüngste Schwester Anna gestorben sei. Diese ernste Mahnung an die Vergänglichkeit wird für Busch, den Ältesten der Geschwister, ein Aufruf zur bestimmteren Lebensführung. Er malt wieder. Er zeichnet mit größter Gewissenhaftigkeit anatomisch genaue Studien des menschlichen Körpers und eignet sich so die Fähigkeit an, die für seine späteren Erfolge als souveräner Karikaturist wesentlich ist.

Und immer wieder erscheinen dann seine Karikaturen in den Heften des Vereins Jung-München. Auf diese wird dann der Zeichner, Holzschneider und Verleger Caspar Braun aufmerksam, der mit dem Buchhändler Friedrich Schneider 1843 die Firma Braun & Schneider gegründet und seit 1844 die satirischen „Fliegenden Blätter“ herausgegeben hatte. Er sucht nun Wilhelm Busch zu einer Mitarbeit zu bewegen. Damit wird diesem zum ersten Mal die Gelegenheit geboten, mit seiner Kunst - ein Hoffnungsschimmer für den oft an sich selbst Zweifelnden -, Geld zu verdienen.

In dieser Zeit ist er viel zwischen Wiedensahl, wo die Eltern ja noch lebten, Lüthorst beim Pfarrer Kleine, Ebergötzen und München hin- und hergereist, zwar nicht reich, aber nicht mehr als der arme Schlucker.

Eines der ersten Arbeiten für Braun und Schneider waren die Illustrationen zu „Der harte Winter“, ein „altes Sprichwort in moderner Form“ Bild: Tue Recht und scheue niemand. **Scheu Recht und tue nie was.**

(Bild),

zu „Simpelhausen Koffer“ (Bild) **Wird manchem die Lösung der wichtigsten politischen Fragen heutzutage nicht ebenso unmöglich sei, wie dem Peter von Simpelhausen, das Aufheben seines Koffers, solange er oben sitzt?**

Dann kamen weitere Arbeiten für den Münchner Bilderbogen; bekannt „Diogenes in der Tonne“ und die beiden „Enten und der Frosch“ mit dem Schlußbild und berühmten Vers

**„Drei Wochen war der Frosch so krank,
jetzt raucht er wider Gott sei Dank.“** (Bild)

Das Honorar für die Beiträge Buschs war nicht reichlich bemessen; der alte Caspar Braun war Geschäftsmann und ging von dem einmal bewilligten Satz von etwa drei Gulden für die Zeichnung nicht ab. Aber gleichviel; so Wilhelm Busch selbst: **„ob die Verleger recht oder unrecht gehabt, jedenfalls haben sie Reklame für mich gemacht.“**

Grund genug für den werdenden wie für den fertigen Humoristen die Honorarfrage gelind anzusehen.

Trotz des bescheidenen Drei-Gulden-Honorars übergibt er dem Fliegenden-Blätter-Verlag das Buch, das ihn rascher als alle anderen vorausgegangenen Schöpfungen volkstümlich machte: „Max und Moritz“.

Es war nicht sein Erstlingsbuch, wie man meistens annimmt, wohl aber seine erste zusammenhängende größere Schöpfung. Schon 1864 hatte er bei J.H. Richter in Dresden, einem Sohn des berühmten Malers Ludwig Richter, ein Bändchen Bilderposen mit Text erscheinen lassen. („Der Eispeter“; Katze und Maus, Krischan mit der Piepe, Hänsel und Gretel) Das Buch war aber leider kein Erfolg geworden und deshalb übergibt der 33jährige Wilhelm Busch dem Verleger Richter sein liebevoll in Farbe gesetztes Manuskript von den Bubenstreichen ohne jeden Honoraranspruch, damit der sein Loch in seiner Kasse füllen könne. Richter nimmt nicht an.

Also schickt Busch das Manuskript von „Max und Moritz“ an Kaspar Braun mit folgendem Brief

„Ich schicke Ihnen nun hier die Geschichte von Max und Moritz, die ich zu Nutz und eigenem Plaisier auch gar schön in Farbe gesetzt habe, mit der Bitte, das Ding recht freundlich in die Hand zu nehmen und hin und wieder ein wenig zu lächeln. Ich habe mir gedacht, es ließe sich als eine Art kleiner Kinder-Epopöe vielleicht für einige Nummern der fliegenden Blätter und mit entsprechender Textänderung auch für die Bilderbögen verwenden.“

Braun ersteht es mit allen Rechten für nur 1000 Gulden, hat damit den besten Griff seines Verlegerdasein gemacht und wird dadurch ein reicher Mann. Busch wird dadurch kein reicher Mann, aber auch er ist zufrieden. Durch das Buch wird er seine Schulden beim Verlag los, er hatte zeitweise von Vorschüssen leben müssen. Und er ist nun nicht mehr durch geldliche Rücksichten gezwungen, sich den Vorschriften des Verlags zu fügen.

Max und Moritz ist nach der Bibel wohl das meist übersetzte Buch der Welt.

Bild

**Ach, was muß man oft von bösen
Kindern hören oder lesen,
wie zum Beispiel hier von diesen,
welche Max und Moritz hießen.**

Englisch: **Namely Max an Moritz: there!
Look at this disgracefull pair.**

Franz. **Par exembple Max et Maurice
Qiu nonobsant le benefice.**

Span. **Max y Moritz por ejemplo
Do picaros como un templo.**

Ital. **Pippo e Peppo per esempio
Che del senno han fattosempio.**

**Lat. Max et Moritz vix puniti
Poena cito iam obliti.**

Josef Kraus schreibt in seiner Biographie über Busch:

„Das Leben eines Menschen im allgemeinen und das Lebenswerk eines vielseitigen Künstlers im besonderen sind als Ganzes so schwer zu fassen, daß man sich immer wieder gezwungen sieht zu schematisieren, abzugrenzen und einzuteilen, was im Grunde nicht teilbar ist. Auch bei Wilhelm Busch ist es nicht einfach, von eindeutigen Schaffensperioden zu sprechen.

Wenn wir es aber trotzdem tun, wäre die erste Schaffensperiode von 1858 – 1865 bis Max und Moritz.

Dieser „Max und Moritz“, so Kraus, ist sozusagen ein Gesellenstück Buschs – ein Meister ist er noch nicht-.

Nächst Max und Moritz ist die folgende Bildergeschichte das welt-bekannteste Werk Buschs.

Es hat so gar noch den Vorteil, daß man die musikalischen Begriffe nicht übersetzen muß!

Der Virtuos mit Musik

**Sie war ein Blümlein hübsch und fein,
hell aufgeblüht im Sonnenschein.**

**Er war ein junger Schmetterling,
der selig an der Blume hing.**

**Oft kam ein Bienlein mit Gebrumm
und nascht und säuselt da herum.**

**Oft kroch ein Käfer, kribbelkrabb,
am hübschen Blümlein auf und ab.**

**Ach Gott, wie das dem Schmetterling
so schmerzlich durch die Seele ging.**

**Doch, was am meisten ihn entsetzt,
das Allerschlimmste kam zuletzt.**

**Ein alter Esel fraß die ganze,
von ihm so heiß geliebte Pflanze.**

Immer wieder wird Wilhelm Busch gefragt, oder es wurde posthum gefragt, warum er eigentlich nicht verheiratet war; und nach den vielen Bildergeschichten, in denen Frauen Tyrannen und die Männer kleine Würstchen sind, könnte man wirklich glauben, er hat das andere Geschlecht nicht sonderlich geschätzt hat.

Dagegen spricht schon seine einfache Aussage:

**Stets trank er lieber Wein als Wasser,
und war auch nie ein Weiberhasser.**

In dem ersten Gedicht verarbeitet er wohl eine Liebe zu einem Mädchen, dem er in Wolfenbüttel begegnete, sie war 17, er bereits 35 – dem Vater des Mädchens war er sicher zu alt (also in diesem Fall: der alte Esel) und als Künstler mit unregelmäßigem Einkommen nicht genehm.

**Sie hat nichts und du desgleichen;
dennoch wollt ihr, wie ich sehe,
zu dem Bund der heil'gen Ehe
euch bereits die Hände reichen?**

**Kinder, seid ihr denn bei Sinnen?
Überlegt euch das Kapitel,
ohne die gehör'gen Mittel
soll man keinen Krieg beginnen.**

Seine große Liebe lernt er 1867/68 kennen: Johanna Keßler, Frau eines Bankiers und Mutter mehrerer Kinder. Sie war nur ein Jahr älter als er, aber durch die Ehe für ihn unerreichbar. Nicht nur, daß sie sicher eine faszinierende Frau war, sie glaubte auch an seine Fähigkeiten als Maler; richtete ihm ein Atelier in Frankfurt ein und bat immer wieder um großes ein Gemälde.

Dieses Zutrauen zu seinen Fähigkeiten als Maler, hat ihn sicher sehr beglückt, eine private Zuneigung konnten sie sich nur indirekt zeigen. Erfüllbar war diese Liebe nicht, und so schreibt er einmal einem Brief an Johanna im Gefühl des schmerzhaften Bewußtseins des „Nicht-dürfens“:

**Wohl und gewiß! Aber doch, dieweil wir wandeln, geht all das Gute, was wir
nicht getan, und all das Liebe, was wir nicht gedurft, ganz heimlich leise mit uns
mit, bis daß die Zeit für dieses mal vorbei ist...**

Seine Briefe, die er an Johanna nach Frankfurt schreibt, sind alle mit Ihr (an Johanna) oder Euer Onkel Wilhelm (an die Kinder) unterschrieben

Und resigniert heißt es ja auch in der Bildergeschichte von Tobias Knopp:

**Onkel heißt er günst'gen Falles,
aber dieses ist auch alles.**

Summa Summarum ist der Titel eines Gedicht überschrieben, das er als Letztes in seinem Band: „**Dideldum**“ schrieb; von diesem Bändchen mit Gedichten und Bildergeschichten 1874 weiß bezeichnenderweise Johanna Keßler als erste.

Summa summarum:

**Sag, wie wär es alter Schragen,
wenn du mal die Brille putzttest,
um ein wenig nachzuschlagen,
wie du deine Zeit benutztest.**

**Oft wohl hätten dich so gerne
Weiche Arme warm gebettet;
Doch du standest kühl von ferne,
unbewegt, wie angekettet.**

**Oft wohl kam's, daß du die schöne
Zeit vergrimmtest und vergrolltest,
nur weil diese oder jene
nicht gewollt, so wie du wolltest.**

**Demnach hast du dich vergebens
meistenteils herumgetrieben;
Denn die Summe unsres Lebens
sind die Stunden, wo wir lieben.**

In seiner Selbstbiographie schreibt er über dieses Thema kurz:
**„Verheiratet ist er auch nicht. Er denkt gelegentlich eine Steuer zu beantragen
auf alle Ehemänner, die nicht nachweisen können, daß sie sich lediglich im
Hinblick auf das Wohl des Vaterlandes vermählt haben. Wer eine hübsche und
gescheite Frau hat, die ihre Dienstboten gut behandelt, zahlt das Doppelte. Den
Ertrag kriegen die alten Junggesellen, damit sie doch auch eine Freud' haben.“**

Satirisch wird die Ehe und Liebe darum lieber so dargestellt:

**Die Liebe war nicht geringe.
Sie wurden ordentlich blaß
Sie sagten sich tausend Dinge
Und wußten noch immer was.**

**Sie mußten sich lange quälen,
Doch schließlich kam's dazu,
Daß sie sich konnten vermählen.
Jetzt haben die Seelen Ruh.**

**Bei eines Strumpfes Bereitung
Sitzt sie im Morgenhabit;
Er liest in der Kölnischen Zeitung
Und teilt ihr das Nötige mit. ie Liebe war nicht geringe (Musik)**

Und es kriegen die unbeweibten, oder unbemannten dann auch noch ihr Fett weg:

**Selig sind die Auserwählten,
Die sich liebten und vermählten;
Denn sie tragen hübsche Früchte.
Und so wuchert die Geschichte
Sichtbarlich von Ort zu Ort.**

**Doch die braven Junggesellen,
Jungfern ohne Ehestellen,
Welche ohne Leibeserben
So als Blattgewächse sterben,
Pflanzen sich durch Knollen fort.**

1870-72 hat er als Protestant in den Kulturkampf Bismarcks, den er sehr verehrt, mit eingegriffen und zeichnet und schreibt eine bissige Satire vom Pater Filucius. Es ging ja darum, den Einfluß der Kirche, speziell der römischen in Deutschland zu verringern. Busch schreibt zu seinem Pater Filucius. „**Familiär genommen ist er wohl drastisch zu nennen, aber politisch genommen ist er es nicht; er spricht einfach die neusten Wünsche des Staates aus, die allerdings mit den Wünschen der Kirche nicht ganz übereinstimmen können. Der deutsche Michael mit der protestantischen und katholischen Haushaltstante und der staatskirchlichen Base; der Jesuit mit der Verführung, Gift und Dolch und sonstigen feindlichen Gewalten im Bunde; die von ihm eingeführte ultramontane Presse nebst Gefolge – auf diesen Dingen als allegorische Hintergründe beruht das kleine Familienstück.**“

Man hat ihm diese angriffslustige Satire, in der man den Humor vermissen würde, damals und auch heute noch übelgenommen,

Und wie heißt's im Filucius:

Diese eklige Geschichte tut uns in der Seele leid.

Ach man will auch hier schon wieder

Nicht so wie die Geistlichkeit.

Im heiligen Antonius von Padua hat er auch andere Merkwürdigkeiten mancher Kirchenangestellten beschrieben und gezeichnet. Wie auch im folgenden Lied:

Wie schad, daß ich kein Pfaffe bin

Wie schad, daß ich kein Pfaffe bin.

Das wäre so mein Fach.

Ich bummelte durchs Leben hin.

Und dächt' nicht weiter nach.

Mich plagte nicht des Grübelns Qual,

Der dumme Seelenzwist,

Ich wüßte ein für allemal,

Was an der Sache ist.

Und weil mich denn kein Teufel stört,

So schlief ich recht gesund,

Wär wohlgenährt und hochverehrt

Und würde kugelrund.

**Käm dann die böse Fastenzeit,
So wär ich fest dabei,
Bis ich mich elend abkasteit
Mit Lachs und Hühnerei.**

**Und dich, du süßes Mägdelein,
Das gern zur Beichte geht,
Dich nähm ich dann so ganz allein
Gehörig ins Gebet.**

Oder kurz und schneurz:

Ja selig ist der fromme Christ, wenn er nur gut bei Kasse ist.....

1872 erscheint „Die Fromme Helene“ und erhob nun vollends seinen Ruhm als Graphiker und Dichter über jeden Zweifel.

An dieser Stelle möchte ich gern einmal etwas über die Arbeitsweise von Wilhelm Busch sagen, obwohl es kein für die Bildergeschichten allgemein verbindliches Entstehungsschema gibt - außer daß er sich für fast alle Arbeiten in das kleine Wiedensahl zurückgezogen hat, und keiner - auch die engsten Freunde wußten, woran er gerade arbeitete

Die ersten Skizzenblätter zu einem neuen Werk enthalten Zeichnungen, Stichworte, Verse bunt durcheinander. Im weiteren Verlauf gedeihen Bild und Text

„unwillkürlich“, gehen auseinander hervor, wachsen aufeinander zu – ohne Regel, einzig untertan dem stets geheimnisumwobenen höheren Gesetz des schöpferischen Werdens. Busch drückt es seiner Art getreu so aus: **„Das sind unwillkürliche Ausschwitzungen, wie Bisam und Moschus, und alles Reden ist vergeblich.“**

An Bild und Vers wird (dann) immer wieder gebessert, umgezeichnet, umgeschrieben.

In der surrealistischen Erzählung „Eduards Traum“ heißt darüber: **Ein Kunstwerk muß gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorratsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topf der Phantasie, dann serviert von wohl geformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit.**

Und so wirkt seine Arbeitsweise auf die Familie: der Neffe schreibt:

„Er sprach nichts als das Notwendigste. Er konnte dieselben Fragen gleichgültiger Art, z.B. ob der Briefträger schon dagewesen sei, in kurzen Zwischenräumen wiederholen, konnte verschiedentlich versuchen, aus seinem längst geleerten Kaffeetopfe sich einzuschenken, behielt die halbfertige Zigarette lange in der Hand und dergleichen mehr. Das ging tage- und wochenlang so. Über das, was er arbeitete, sagt er nie ein Wort zu uns.“

Aber einige Wochen, bevor der Originalentwurf an den Verleger gesandt wird, erfährt der schon genaue Einzelheiten über Bilderzahl, Anzahl der Verse und Umfang des Buches. Wilhelm Busch selbst überwacht künstlerisch die Herstellung der Druckstöcke, begutachtet jeden Probenandruck, korrigiert, verwirft und rät...

Ist das Buch heraus, so verlangt er, im Gegensatz zu den meisten Autoren nur wenige (fünf oder sechs) Freistücke für ganz bestimmte Empfänger. Die Menschen seiner nächsten Wiedensahler Umgebung hören von dem neuen „Busch“, wie gesagt, erst, wenn es sich auf Umwegen zu ihnen herumgesprochen hat.

(hier eingeflochten: auf den Holzstöcken mußte spiegelbildlich gezeichnet werden!!) Zurück zu „Helene“. Sie wurde ziemlich rasch nach dem Erscheinen ins Englische übersetzt, und Busch schreibt zur Übersetzung: **„Zum Teil recht drollig und gelungen; zum Teil auch holprig und gesucht. Diese Dinge müssen in ihrer Weise Schliff und Form haben, damit sie geläufig ins Gedächtnis und über die Lippen gehen, eine Eigenschaft, die Fleiß erfordert und auf die ich nicht wenig stolz bin.“**

Wie mag wohl der Satz übersetzt worden sein:

**Oh wie lieblich sind die Schuhe
Demutsvoller Seelenruhe:
Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.**

**Das Gute dieser Satz steht fest,
ist stets das Böse, was man läßt.**

Liebe und Ehestand, und vor allen Dingen die religiöse Heuchelei werden in der „Frommen Helene“ satirisch beleuchtet. Bürgerliche und geistliche Personen sind darin gleichsam betroffen: Hier die zu Herzen gehende Moralpredigt des berühmten Onkel Nolte:

**„Helene!“ – sprach der Onkel Nolte –
„Was ich schon immer sagen wollte!
Ich warne Dich als Mensch und Christ:
O hüte dich vor allem Bösen!
Es macht Pläsier, wenn man es ist,
es macht Verdruß, wenn man’s gewesen!“**

**„Ja, leider“, sprach die milde Tante –
so ging es vielen, die ich kannte!
drum soll ein Kind die weisen Lehren
der alten Leute hoch verehren.
Die haben alles hinter sich
Und sind, gottlob recht tugendlich!
Nun gute Nacht! Es ist schon späte!
Und gutes Lenchen, bete, bete!“**

Lenchen nimmt sich zwar in reifen Jahren das Beten nicht so zu Herzen, sondern mehr die Aufpasserei:

**„Ein guter Mensch gibt gerne acht,
ob auch der andre was Böses macht.**

**Und strebt durch häufige Belehrung
Nach seiner Beßrung und Bekehrung:“**

....

**Besonders aber tat ihr leid
der Armen Leute Bedürftigkeit.
Und da der Arzt mit Ernst geraten,
den Leib in warem Wein zu baden,
so tut sie's auch.**

Bild

**O wir erfreut
Ist nun die Schar
Der armen Leut,
die, sich recht innerlich zu laben,
doch auch mal etwas Warmes haben.**

Und nach Lenchen eigenen unrühmlichen Ende, kann Onkel Nolte konstatieren:
**Das Gute, dieser Satz steht fest,
Ist stets das Böse, was man läßt!**

Und wir alle können mit ihm frohlocken:
**Ei ja, da bin ich (wir) wirklich froh,
denn, Gott sei Dank, ich (wir) bin nicht so.**

Im Jahre 1874, als die Reihe der großen Bildergeschichten mit Max und Moritz, Fromme Helene od. Pater Filuzius schon auf dem Markt sind und die anderen von der Knopp-Trilogie bis Maler Klecksel noch ausstanden, erscheint das erste ungebildete Busch-Buch;

die „Kritik des Herzens“ , ein Bändchen Gedichte, ich hab einige schon vorgetragen, das aufhorchen läßt.

Er schickt das Manuskript seinem Verleger mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß es absichtlich keine Bilder enthalte. Es waren nämlich Gerüchte im Umlauf, daß er die Verse zu den Bildergeschichten von anderen schreiben läßt. Daß er sich dagegen verwahrt, zeigt, wie wichtig ihm die Texte doch sind. Oder, wie er selbst sagt: „**Er läßt sich nicht helfen beim Dichten: der Bauer macht seine Kinder auch selbst.**“

Kritik heißt im Sinne des Buchtitels **Kritik des Herzens** nicht Nörgelei und Besserwisserei, sondern Kritik als das zu ständiger Selbstreflexion gebrachte Denken und die Selbstbescheidung angesichts der Grenzen des eigenen Erkenntnisvermögens:

Kant hatte gesagt: Du siehst die Erscheinung, nicht das Ding an sich; Busch sagt: **Du siehst die Weste nicht das Herz:**

Wie auch bei den Bildergeschichten ist die satirische Ironie das vorherrschende Merkmal seiner Gedichte und man trifft auf Themen, die der Leser schon von den Bildergeschichten her kennt: die Eigenliebe in

**Früher, da ich unerfahren
Und bescheidner war als heute,
Hatten meine höchste Achtung
andre Leute
Später traf ich auf der Weide
Außer mir noch mehr Kälber,
Und nun schätz ich, sozusagen,
Erst mich selber.**

Oder in

**Die Selbstkritik hat viel für sich.
Gesetzt den Fall, ich tadle mich:
So hab ich erstens den Gewinn,
Dass ich so hübsch bescheiden bin;
Zum zweiten denken sich die Leut,
Der Mann ist lauter Redlichkeit;
Auch schnapp ich drittens diesen Bissen
Vorweg den andern Kritiküssen;
Und viertens hoff ich außerdem
Auf Widerspruch, der mir genehm.
So kommt es denn zuletzt heraus,
Dass ich ein ganz famoses Haus.**

Die lächerliche Vergeblichkeit menschlichen Treibens

In: **Wirklich, er war unentbehrlich!**

**Überall, wo was geschah
Zu dem Wohle der Gemeinde,
Er war tätig, er war da.**

**Schützenfest, Kasinobälle,
Pferderennen, Preisgericht,
Liedertafel, Spritzenprobe,
Ohne ihn da ging es nicht.**

**Ohne ihn war nichts zu machen,
Keine Stunde hatt' er frei.
Gestern, als sie ihn begruben,
War er richtig auch dabei. Wirklich er war**

Daß dieses Büchlein zu Buschs Lebzeiten kein so großer Erfolg ist, liegt vielleicht daran, daß man die nüchterne sachliche Sprache in der Lyrik damals nicht so schätzt. Eine holländische Schriftstellerin, Marie Anderson, ist aber so angetan davon, daß sie die Gedichte übersetzen will, und so entsteht zwischen diesen beiden Persönlichkeiten ein hochinteressanter Briefwechsel, Busch's Antworten gelten als die reizvollsten, die er geschrieben hat: Sie sind später als „**die Zwiegespräche über den platonischen Zaun**“ im Inselverlag erschienen

Er bemüht sich, auf Holländisch zu schreiben; sie antwortet auf deutsch.

Einmal schreibt er zu dieser Schwierigkeit:

Im Holländischen hoffe ich Fortschritte zu machen; ich hoffe, es zu lernen, wie das Englische und Französische; aber fühlen werde ich es nie. – Um eine Sprache von Herzen sein eigen zu nennen, muß man, glaub ich, etwas drin erlebt haben, etwas sehr Wichtiges – nämlich die Kindheit. In diesem Sinne habe ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur, was in diesen Sprachen – in den Sprachen meines Paradieses geschrieben ist, kann mich rühren, das heißt in innerster Seele rühren; denn ich weiß wohl, daß es ein „paradise lost“ gibt, welches hinter der ganzen Menschheit liegt. – Mathematiker, Physiker, Psychologen, die mögen in fremden Sprachen schreiben – wer zum Herzen dringen will, der schreibt in seiner Muttersprache!...

Und an anderer Stelle schreibt er:

Die Nationalität ist ein Ding, was keiner bei lebendigem Leibe los wird, er mag kratzen, so viel er will.

Bis zum Jahre 1875 hat Busch sämtliche Wohnsitze ob in München oder Frankfurt aufgegeben und zieht ganz nach Wiedensahl; zuerst zu der Familie seiner Schwester Fanny, zum Pfarrer Nöldeke, und dann, nach dessen frühen Tod mit Fanny und deren drei Söhnen in das von Busch umgestaltete Pfarrwitwenhaus. Busch ist zu dieser Zeit 43 Jahre alt.

Daß er sich nun ganz in die Einsamkeit zurückzieht, liegt an seinem Hang zum ungestörten Leben. Er braucht wenig von der Welt zu sehen, um sie zu meiden; er bedarf nicht ihrer Anregungen und Erlebnisse, um zu schaffen. Er hat längst eingesehen, daß er seine Schöpfungen aus Eigenem bestreiten müsse und könne und daß er die Buntheit der Welt nicht nötig habe. So war zwar noch nicht die Zeit gekommen, da er von der (äußeren) Welt Abschied nahm; er gönnt ihr aber nur noch gelegentliche, immer kürzer werdende Anstandsvisiten, um Erinnerungen wachzuhalten und sich mit alten Freunden zu treffen. Er weiß, daß man den Neuigkeiten der Welt wenig Aufmerksamkeit zu schenken braucht, wenn man daheim sich ungestört in die Werke großer Geister versenken kann: Homer; Augustin; Shakespeare, Goethe, Schiller... Kluge

Zusätzlich hat er ja jetzt auch eine Familie zu versorgen und er kümmert sich geistig, seelisch und finanziell um seine drei Neffen: Otto, Hermann, Gustav, und so wird er auch bei sich selbst gemerkt haben:

Vater werden ist nicht schwer,

Vater sein dagegen sehr

1876/77 entsteht wieder in Wiedensahl die Bildergeschichte, die viele Kenner an die Spitze seines Gesamtwerkes stellen, die Trilogie „Tobias Knopp“, auch Philisterbibel genannt.

Da steht er vor uns, der deutsche Philister, mit seinen typischen Zügen, seinen Konventionen und Schrullen, seinen rührenden und lächerlichen Eigenschaften, seinen täglichen Wünschen und Meinungen, seiner Art zu gehen, zu stehen, zu essen, zu trinken, zu lieben, zu leben und zu sterben. Karikiert, und doch nicht verzerrt, ein Abbild, an dem herbe Kritik ebenso mitgearbeitet hat wie verstehende Güte. Und das gerade ist der Unterschied zu anderen Kritikern, diese verstehende Güte: weil Wilhelm Busch sich nie selbst ausschließt, sich nie auf's hohe Roß setzt; Kritik des Herzens bedeutet eben gerade auch des eigenen Herzen.

Der erste Biograph, noch zu Lebzeiten Buschs Eduard Daelen hat für Busch mal einen goldenen Stuhl neben Goethe und Shakespeare verlangt. Das ist vielleicht etwas vermessen; hätte er aber gesagt: „Ich stelle „Tobias Knopp“ neben „Hermann und Dorothea“ genau so wie „Die Frösche“ von Aristophanes neben Homers „Ilias“, so würde man wohl kaum etwas dagegen einzuwenden sein.

Jetzt ein Lied pasend zu Tobias Knopps Erlenissen in der Ehe:

**Die Liebe war nicht geringe.
Sie wurden ordentlich blaß
Sie sagten sich tausend Dinge
Und wußten noch immer was.**

**Sie mußten sich lange quälen,
Doch schließlich kam's dazu,
Daß sie sich konnten vermählen.
Jetzt haben die Seelen Ruh.**

**Bei eines Strumpfes Bereitung
Sitzt sie im Morgenhabit;
Er liest in der Kölnischen Zeitung
Und teilt ihr das Nötige mit.**

In dieser Zeit der siebziger Jahre macht Busch noch, wie schon gesagt seine Stippvisiten, bei seinen alten Freunden in München, bei dem großen Portraitmaler Lenbach und bei dem Maler und Akademiedirektor v. Kaulbach, die ihn beide übrigens als Maler anerkennen, bei dem Wagnerdirigenten Hermann Levi, bei dem Architekten Lorenz Gedon und dem Schriftsteller Lindau, der sehr von dem Scharfblick Buschs beeindruckt war, dieser Scharfblick, schreibt Lindau: „*der alle Schwächen erkannte, sich über sie lustig machte, ohne sich zu ereifern, ohne sich zu entrüsten, mit Schmunzeln eines Demokrit, lächeln, wie Figaro, um nicht weinen zu müssen...*“

Im Künstlerverein „Allotria“ in München hat er geistreiche Geselligkeit, Anerkennung seiner Person und mehr Zerstreuung gefunden als ihm vielleicht manchmal lieb ist.

An Johanna Keßler schreibt er unter anderem: **„...man feiert mich mehr, als ich's verdiene, und noch keinen Abend bin ich leider so früh nach Hause gekommen, daß nicht der Herr Portier bereits in tiefem Schlummer gelegen hätte...Wie's da mit der eigentlichen Arbeit aussieht, das ahnen Sie wohl...“** so geht es mehrere Wochen lang: **„...Ich bin immer noch in einem gelinden Dusel. Bälle, Einladungen, maskierte Kneipen wechseln mit einander ab. Es ist mir, als litte ich an einer mäßigen Krankheit, an die man sich schließlich gewöhnen muß.“** „Aber, na ja“, schreibt er dann wieder, **„lieber ein bisschen zu viel gegessen als wie zu erbärmlich getrunken.“**

Das ist jetzt ein guter Anlaß, eine der vielen **Bildergeschichte vom Saufen zu zeigen.**

Busch war weder Sittenrichter noch eine Bejubeler des Alkohols; er war ein „Homer des Katzenjammers“ hat mal jemand gesagt

1881 macht Busch die letzte Fahrt nach München; im November desselben Jahres überfallen ihn wie zu Anfang 1881 schon Krankheit und Depressionen; ihm wird eine Bäderkur verschrieben, und bald geht es ihm wesentlich besser: **„...war auch zu scheußlich“** schreibt er an die Nichte, **„den Kopf alleweil voll Watte zu haben, daß kein lustiger Floh drin rumhüpfen kunnt . – Jetzt heißt es kritzekratze und an die sogenannten Arbeiten, daß nachgeholt wird, was seither verpaßt wurde.“**

In den achtziger Jahren, also etwa zu Beginn seines 50. Lebensjahres wird die innere Auseinandersetzung mit den Problemen von Alter und Tod der Höhepunkt seiner schon frühzeitig begonnenen Beschäftigung mit diesem Thema. Vorher war es nur ein abstraktes Problem, so hieß es früher: **das Leben wird schließlich mit dem Tode bestraft** jetzt wird er mit den Realitäten konfrontiert, die es zu akzeptieren gilt. Er hatte ja schon früher festgestellt, daß kein

philosophischer Schlüssel zur Ausgangstür (des Todes) passe, doch erst allmählich bringt er sich dazu, dem Öffnen der Todespforte mit Gelassenheit entgegen zu sehen. Die grauenvollste Manifestation des Todes war ihm, dem lebenslangen Dorfbewohner das Schweineschlachten. In einem Brief an Lenbach gibt er diesem eine Schilderung, in welchem er jede Phase dieses Vorgangs intensiv mitleidend erzählt – nicht ohne Elemente der Komik, um das Grauen verkraften zu können:

..Nur einmal, noch ganz in dunkler Frühe wurde ich aufgeschreckt und schmerzhaft horchend wachgehalten durch das Wehklagen eines der vielen Schweine, welche der Genußsucht alljährlich zum Opfer fallen. Jetzt wird's herausgezerrt aus dem lieblich duftenden Stalle; jetzt liegt's geknebelt; jetzt der Stich; Notwehr geboten und heftig ausgeübt; Blutverlust, fast beruhigend, scheint's; dann aber erst recht, dicht vor der Todesgewißheit, der höchste, gräßlichste Unmut, dann röchelnde Entsagung, zuletzt Stille mit Nachdruck. Die Metamorphose in Wurst kann beginnen. Wahrlich! Gewisse Dinge sieht man am deutlichsten mit den Ohren.“

Aus dem Bändchen Schein und Sein (posthum erschienen) zu diesem Thema

**Bis auf weiteres
Das Messer blitzt, die Schweine schrein,
man muß sie halt benutzen,
denn jeder denkt, wozu das Schwein,
wenn wir es nicht verputzen?
Und jeder schmunzelt, jeder nagt
Nach Art der Kannibalen,
bis man dereinst: „Pfui Teufel!“ sagt
zum Schinken aus Westfalen.**

Und nun kommen wir zu den oft gehörten Vorwürfen und der Ablehnung von Wilhelm Busch, weil er ein Pessimist gewesen sei und vor allen, weil er, so offensichtlich in den Bildergeschichten zu sehen, an Grausamkeiten seine Freude gehabt habe.

(Zum ersten war er sicher als Pessimist Es war sicher kein Nöckergreis, kein mißlauniger Mensch.) Er war als Pessimist vielleicht ein Optimist mit Erfahrung: er selber hat mal geschrieben: er sei ein Pessimist für die Gegenwart aber Optimist für die Zukunft, und zu den Optimisten, die diese Welt für die beste aller möglichen Welten hielten, hat er geantwortet: - **leider stimmt das, soviel ich sehe.**

Über den anderen Vorwurf - der Spaß an Grausamkeiten, haben wir ja schon den Brief gehört; es bereitete ihm unsägliche Qual, wenn er hören mußte, wie ein Schwein geschlachtet wurde, wenn er sah, wie die Katze einen halbflüggen Singvogel erwischte, oder wenn er gezwungen war, ein Spatzennest über der Regentonne zu zerstören. Zahllose Beispiele für das sensibelste Mitgefühl kann man finden oder nachlesen, denn er mußte sich solche Erlebnisse in den Briefen von der Seele schreiben oder in Gedichten:

**Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.**

**Der Vogel denkt: Weil das so ist
Und weil mich doch der Kater frisst,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.**

Busch beunruhigte stark die Möglichkeit des Verlustes der Individualität im Tode:

Als der große Staatsmann Helmuth v. Moltke gestorben war, schreibt Busch:
„Moltkes Tod hat mich beklemmt. Man verspürt Weltschmerz, wenn man sieht, wie die Bildnerin Natur auch die besten Arbeiten in den großen Tonkübel zurückwirft und sie einstampft mit den Andern.“

Sein Glaube an die Wiedergeburt enthält in dieser Hinsicht nichts Tröstliches:

Die Lehre von der Wiederkehr

ist zweifelhaften Sinns.

Es fragt sich sehr, ob man nachher

Noch sagen kann: Ich bin's.

Oder noch kürzer:

Wenn man auch als gescheiter Kerl stirbt, man weiß nie ob man nicht wieder als Trottel auflibt.

Neben allen andern ist sein Werk auch eine Chronik seiner intensiven Beschäftigung mit Schmerz und Tod.. In der Tat, das Schicksal seiner **Phantasiehanseln** (wie er sie nennt) gleicht häufig einem Spießrutenlauf durch eine stachlige feindliche Welt, der oft genug mit einem bizarren Tod endet. Bei aller Verschiedenheit im Einzelnen haben viele dieser Todesfälle etwas Wesentliches gemeinsam: die Opfer verlieren im Moment des Todes ihre gewohnte Gestalt. Sie gefrieren zu grotesken Gebilden, zerschmelzen, zerspringen, oder werden wie Max und Moritz verschrotet.. Doch Busch läßt diese oft grausigen Geschehnisse durch den Verfremdungseffekt seiner lakonisch trocknen Darstellungsweise komisch werden. Er sagt:

„So ein Konturwesen macht sich leicht frei von den Gesetzen der Schwere und kann besonders, wenn es nicht schön ist, viel aushalten. eh es uns weh tut. Man sieht die Sache an und schwebt dabei in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt...“

In diesem Ausdruck „Konturwesen“, das heißt ein Wesen, das nur aus einem Umriß besteht, also bereits etwas Unwirkliches an sich hat, ist schon der Begriff der Unwahrscheinlichkeit enthalten. Mna trifft die Sache vielleicht noch besser, wenn man den Charakter dieser Erscheinung „märchenhaft“ nennt. Auch in den Märchen geht es geht es in Bezug auf Erledigung von Schuld und Sühnen immer ziemlich handgreiflich zu. Und Mächen sollen erzählt und vorgelesen, und auch aus Buschs Zeichnungen sol man eben keine realen Gestalten machen.

Und auch wir selbst schmunzeln ja bei der abgefeimtesten Grausamkeit. Und das ist möglich, weil der Humor Wilhelms Buschs jede peinliche Wirkung von vornherein ausschließt, weil seine Verse das entsetzliche Geschehen mit geradezu teuflischer Sachlichkeit und Teilnahmslosigkeit feststellen, als handle es sich um die selbstverständlichsten Dinge der Welt, und dadurch unweigerlich ein fast befreiendes Lachen erzeugt wird; und weil der Verfasser das tragikomische Einzelpech seiner Heldinnen und Helden zur Tragikomödie des Menschen überhaupt zu erheben versteht:

Z. B. Der im furchtbaren Flammentod endenden frommen Helene widmet er in größter Gemütsruhe den schaurigen Nachruf:

**Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.**

Und Frau Zwiel in den Haarbauteln, die in der Morgenfrühe ihren ganz Eis gewordenen Mann auf dem Regenfaß sitzend sieht, kommentiert, während sie mit der Milchfrau verhandelt, ihre neuen Ehe – und Familienverhältnissen so:

**“Schau, schau“, ruft sie in Schmerz versunken,
„Mein guter Zwiel hat ausgetrunken!
Von nun an, liebe Madame Pieter,
bitt ich nur um ein Viertel Liter.“**

oder das kurze Gedicht vom Stoffel

**Stoffel hackte mit dem Beile.
Dabei tat er sich sehr wehe,
Denn er traf in aller Eile
Ganz genau die große Zehe.**

**Ohne jedes Schmerzgewimmer,
Nur mit Ruh, mit einer festen,
Sprach er: Ja, ich sag es immer,
Nebenzu trifft man am besten.**

In den Jahren 1882, 1883 und 1884 entstehen neben **Plisch und Plumm** die beiden großen Bildergeschichten **Balduin Bähلامm** und **Maler Klecksel**. Es ist bezeichnend, daß die beiden letzten Bildergeschichten den beiden Künsten galten, die Busch so überlegen ausgeübt hat, und daß er beide Male eine längere, humorvolle „grundsätzliche“ Einleitung vorausschickt.

1886

erscheint im Mai die schon erwähnte Schrift von Eduard Daelen: Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung – und veranlaßt W. Busch eine kurze Selbstbiographie dagegen zu halten „Von mir über mich“, in der Frankfurter Zeitung, die er dann später unter dem Titel „Was mich betrifft“ (1893) noch mehr kürzt: er schreibt selbst dazu:

Es scheint wunderbarlich, aber weil andre über ich geschrieben, muß ich’s auch einmal tun. Daß es ungern geschähe, kann ich dem Leser, auch einem tiefen Kenner des eignen Herzen nicht weismachen, daß es kurz geschieht, wird ihm eine angenehme Enttäuschung sein.

Josef Kraus schreibt darüber: Jede Selbstbiographie besteht aus einer Mischung von Dichtung, Wahrheit und Schweigen. Bei Busch überwiegt das letztere.

1890 beginnt Busch mit der Arbeit an der Erzählung „Eduards Traum“ und wer Buschs Ansichten über die Welt und über den menschlichen Lebenslauf kennenlernen will, braucht sich nur an seine beiden Prosaschriften von **Eduards Traum** oder **„Der Schmetterling“** (1895 fertiggestellt) zum halten. Es ist phantastisch zu lesen, wie er seine lebenslangen Gedankengänge auf ein paar Seiten Prosa destilliert. Mit dem **emsigen Schritt des Wortes** drückt er aus, daß es sich nicht lohne, über die

wunderliche Welt und ihre Bewohner **unpassend dicke Bücher** zu schreiben, wie er sagt.

1896 im Sommer gibt Wilhelm Busch das seit 1879 betriebene Malen endgültig auf. Erst nach seinem Tode wurden die meisten dieser Malereien gefunden, von denen er nur wenige signierte und die er nie zu einer Ausstellung freigab. Er handelt also nicht so, wie sein alter Narr auf dem hohen Seil:

**Ein Künstler auf dem hohen Seil,
Der alt geworden mittlerweile,
Stieg eines Tages vom Gerüst
Und sprach: Nun will ich unten bleiben
Und nur noch Hausgymnastik treiben,
Was zur Verdauung nötig ist.**

**Da riefen alle: Oh, wie schad!
Der Meister scheint doch allnachgrad
Zu schwach und steif zum Seilbesteigen!**

**Ha! denkt er, dieses wird sich zeigen!
Und richtig, eh der Markt geschlossen,
Treibt er aufs neu die alten Possen
Hoch in der Luft und zwar mit Glück,
Bis auf ein kleines Mißgeschick.**

**Er fiel herab in großer Eile
Und knickte sich die Wirbelsäule**

**Der alte Narr! Jetzt bleibt er krumm!
So äußert sich das Publikum.**

Bilder des Maler Busch

Zwei Jahre später, im Oktober 1898 nimmt er mit seiner Schwester Abschied von Wiedensahl. Der Neffe, Pfarrer Otto Nöldeke hatte die beiden Alten gebeten, zu ihm und seiner Familie in das Pfarrhaus nach Mechtshausen zu ziehen. Und es ist für ihn eine glückliche Fügung für, die letzten Jahre seines Lebens in diesem geordneten Familienverhältnissen ungestört leben zu können. Er findet Zeit und Muße, Biographien, Romane und Erzählungen auf deutsch, englisch und französisch zu lesen, eins seiner Lieblingsnachschatzwerke ist Kluges etymologisches Wörterbuch, das randvoll von ihm mit plattdeutschen Wörtern versehen ist; er ordnete seine Werke, schreibt Briefe und Gedichte.

Er arbeitet an dem Gedichtbüchlein „**Schein und Sein**“ und „**Zu guter letzt**“.
Es war bei den Gedichten ebenso wie bei den Zeichnungen, so „bummlig“ und locker sie sich anhören, gerade hinter dieser Kürze und Leichtigkeit steckte viel Arbeit. Auch für sein dichterisches Werk hat man so etwas wie Studienblätter gefunden: kleine eng beschriebene Zettel: meist knapp gefaßte Gedanken, hier und da ein treffendes Volkswort.

Seine Gedankensplitter, die er Spricker nannte wurden wie immer zu manch einem Gedicht umgeformt. Hier zwei Beispiele:

„Zu viel und zu wenig Vertrauen sind Nachbarskinder“ stand da:

Daraus wurde:

**Wer andern gar zu wenig traut,
hat Angst an allen Ecken;
wer gar zu viel auf andre baut,
erwacht mit Schrecken.**

**Es trennt sie nur ein leichter Zaun,
die beiden Sorgengründer;
zu wenig und zu viel Vertrauen
sind Nachbarskinder.**

„Ein erfüllte Wunsch kriegt Junge“; daraus wird

Niemals

**Wonach du sehnlich ausgeschaut,
es wurde dir beschieden.**

**Du triumphierst und jubelst laut:
Jetzt hab ich endlich Frieden!**

**Ach, Freundchen, rede nicht so wild,
bezähme deine Zunge!**

**Ein jeder Wunsch, wenn er erfüllt,
kriegt augenblicklich Junge.**

1902

zu seinem 70. Geburtstag will ganz Deutschland ihn feiern; und so verzieht er sich heimlich, still und leise nach Hattorf zu einem anderen Neffen, bis das ganze „Getus“ wie er sagt und das er nicht ertragen kann, vorüber ist. Unter den vielen 1000 Glückwünschen u. a. auch von Kaiser Wilhelm, erhält er vom Verleger Caspar Braun im Nachhinein 20 000 Goldmark für „Max und Moritz“. Er gibt das Geld zu gleichen Teilen an zwei Krankenhäuser in Hannover weiter.

1905 übergibt er seinem Neffen das Gedichtbüchlein **Schein und Sein** und „**Hernach**“, eine Sammlung von Zeichnungen und Sprüchen, die er erst nach seinem Tode angeschaut und veröffentlicht wissen will. Seine Lieblingslektüre werden die großen Mystiker vor allem Jakob Böhme. Er wird nicht etwa vor Angst „fromm“ wie einige Spötter meinen, der Tod hat nur nichts Schreckendes für ihn, im Gegenteil er entwickelt eine erstaunliche jugendliche Dynamik des Lebensgefühls Aus einem

Brief, als er auf die Rückkehr seiner Hausgenossen wartet: **Derweil, während gänzlicher Windstille, saß ich draußen vor der Tür, rauchte mein Pfeifchen und betrachtete die stummen schwarzen Gestalten der Bäume. Es kam mir vor, als säße in mir doch wahre Freiheit und schwunghaftes Leben. Oder war's Hochmut? Ist's mehr innere Freiheit auf Grund der Notwendigkeit?**

Auch hier konnte es der alte Zweifler nicht unterlassen, die Echtheit seiner Gefühle in Frage zu stellen; aber die Empfindungen waren echt und nicht von ihrer unmittelbaren Ursache abhängig.

Einige Monate vor seinem Tod, schreibt er Trostworte an eine junge Verwandte, deren Kind gestorben war.

Die Schlußworte dieses Briefes zeigen die Gelassenheit eines alten Menschen, vor dessen weitsichtig gewordenem inneren Augen die Trennungslinien zwischen den Welten unscharf werden:

„Was soll ich viel sagen? – Ich stehe auf der Grenze zwischen Hier und Dort, und fast kommt es mir vor, als ob beides dasselbe wäre....“

Abschied:

**Ich weiß nicht mehr genau, wie es gekommen,
kurzum! Nach längerem Verborgensein
hab ich dereinst auf Erden Platz genommen,
um auch einmal am Licht mich zu erfreuen.
Und alsogleich faßt mich die Zeit beim Kragen
und hat mich neckisch, ohne viel zu fragen,
bald gerade aus, bald wiederum im Bogen,
durch diese bunte Welt hindurch gezogen.**

**Inzwischen pflückt ich an des Weges Rand
mir dies und das, was ich ergötzlich fand.
Auch lehrt ich manchmal manchen vollen Krug
mit guten Freunden, bis es hieß: Genug!
Nur eins erschien mir oftmals recht verdrießlich:
Besah ich was genau, so fand ich schließlich,
daß hinter jedem Dinge höchst verschmitzt
im Dunkel erst das wahre Leben sitzt.**

**Allein, wozu das peinliche Gegrübel?
Was sichtbar bleibt, ist immerhin nicht übel.
Nun kommt die Nacht, ich bin bereits am Ziele.
Ganz nahe hör ich schon die Lethe fließen.
Und sieh! Am Ufer stehen viele,
mich, der ich scheidet freundlich zu begrüßen.
Nicht allen kann ich sagen: das tut gut!
Der Fährmann ruft. Ich schwenke meinen Hut.**

Nachruhm

**Ob er gleich von hinnen schied,
ist er doch geblieben,
der so manches schöne Lied
einst für uns geschrieben.**

**Unser Mund wird ihn entzückt
lange noch erwähnen,
und so lebt er hochbeglückt
zwischen holen Zähnen**